

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 40.

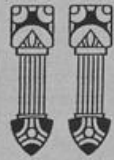
Düsseldorf, 30. September

1916.



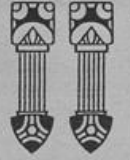
Erntedankfeier des Bundes Deutscher Pfadfinderinnen: Eine Gruppe von Pfadfinderinnen in bäuerlicher Tracht.

Phot. Verl. Ill.-Ges.



Das Rosenlied.

Skizze von Friedrich Hermann.



Lehrer Hiddesen war einer der letzten diensttauglichen Männer, die noch in der Heimat geblieben waren. Das lag gewiß nicht an ihm. Man hatte ihn wieder zurückgeschickt, weil er nicht allzu stark in seiner Gesundheit war, und weil das Dorf in den schweren Zeiten auch einen Schullehrer nicht entbehren konnte.

Er wollte das nicht einsehen. Die Männer gehörten an die Front. Da hatten sie ihn getötet. Sie würden ihn bestimmt noch holen, wenn es überhaupt nötig sei.

Lehrer Hiddesen war geblieben. Schweren Herzens. Und zum ersten Male empfand er seine Pflicht als einen Zwang.

Der alte Organist hätte ihn doch gut vertreten können. Das große und das kleine Alphabet konnte er doch sicher, und das Einmaleins nicht weniger, dazu konnte er mit den Kindern Lieder lernen und singen.

Wer hätte dann noch den Lehrer Hiddesen vermisst?

Bestimmt keiner.

Er bereute es, diesen Vorschlag nicht damals gemacht zu haben, als sie ihn in die Stadt zur Untersuchung bestellt hatten. Nun war es zu spät.

Aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen Monate.

Der Krieg ging immer weiter, und er war noch in der Heimat geblieben.

Aber nein. Heimat durfte er den Ort seiner Tätigkeit nicht einmal nennen. Er hatte, nachdem er seine Seminartätigkeit mit Erfolg beendet hatte, diese Anstellung gefunden in einem Orte, der ihm vorher nicht einmal dem Namen nach bekannt gewesen war. Aber schön war er gewesen.

Mitten in Bergen lag er versteckt, Wälder säumten ihn ein, und Wiesen dehnten sich die Hügelhänge hinan.

Das kleine Schulhaus war noch neu, die Zimmer gemütlich. Was wollte er mehr? Als bescheidener Seminarist war er sicher nicht verwöhnt gewesen.

Er hatte seinen geregelten Dienst in den verschiedenen Klassen, hatte es gewiß nicht schwer, konnte auch noch in den Bergen herumwandern, allein oder mit seinen Schulkindern.

So hatte er sich in den wenigen Jahren eingelebt und dachte nicht daran, fortzugehen.

Vielleicht doch!

Das kam aber nur manchmal und heimlich. Er redete zu keinem andern davon. Er hatte noch eine alte Mutter, der er auch einen Teil seines Verdienstes schickte, die wohnte im Norden Deutschlands in den Marschen, wo das Meer braust, und sein Rauschen immer über dem Lande liegt, wenn man es auch nicht immer sehen kann. Zu der wäre er gern einmal heimgelehrt, wäre bei ihr geblieben.

Dort gab es doch auch ein Schulhaus, das einen Lehrer brauchte! Aber dazu mußte er noch zu jung sein.

Da hieß es Geduld haben.

Und dann war noch eins, das ihn zum Bleiben bestimmte, das war ein Mädchen, um dessen Liebe er heimlich warb.

Lehrer Hiddesen war keiner von denen, die laut verlangen, was sie begehren.

Er wollte es nur ruhig dem Schicksal überlassen, das ihn mit dem Mädchen, das Elisabeth hieß, zusammenführen sollte. Er hatte Zeit und dachte nicht daran, daß ein anderer kommen könnte, sie ihm fortzunehmen.

Aber Elisabeth mußte wohl um die stille Liebe des Lehrers wissen, wenn sie das auch nicht vertiet. Sie hatte es gern, wenn er in ihrer Nähe war, er begegnete ihr ja öfters, wenn er die Wiesen hinanstieg oder in den Wald ging.

Sie sagte es ihm nicht, daß ihre Träume die gleichen waren, die auch er träumen mochte. Und das Lehrerhaus war für zwei

Menschen gebaut und nicht für einen solch stillen Einsiedler, wie es Hiddesen war.,

Die Wünsche nach einem tiefen, stillen Glück waren bei ihm immer lauter geworden. Er ließ sie nicht aufkommen, da es Krieg war, und er keine Entscheidung über sein Leben hatte. Er hatte kein Recht, jetzt von Liebe zu reden und ein Mädchen an sich zu fesseln, wenn er selbst noch hinausmußte.

Das hatte man ihm aber doch versprochen!

Und er wollte an den Feind.

Elisabeth hatte gedacht, daß er jetzt leichter den Weg finden könnte. Sie kannte seine Gründe nicht.

Und eine Frau mehr unglücklich? Nein. Es bangten und litten schon genug im Dorfe um ihre Männer und Liebsten. Und von manchem wußte man, daß er nimmer heimkehren würde.

Grausam war ja der Krieg.

Elisabeth hätte gern gelitten, wenn sie ihr so heiß ersehntes Glück vorher gefunden hätte.

Der Krieg mußte einmal doch zu Ende gehen, und jeden Mann würde er nicht fordern können.

Es blieb ein loser Traum. Hiddesen hätte sich auch geschämt, wenn er zu ihr gekommen wäre. Es bedrückte ihn, daß sie ihn immer noch nicht geholt hatten.

Der Pfarrer plante, Unterstützungen einzusammeln für die armen Hinterbliebenen, deren Männer im Felde gefallen waren. Er wandte sich an den Lehrer. Und der wiederum dachte, im Saale des Gasthauses einen Abend zu veranstalten, der die Gelder einbringen sollte.

Das Dorf lag einsam genug, man hatte wenig Abwechslung. Warum sollte man da die Menschen nicht einmal auf andere Gedanken bringen?

Für den guten Zweck würde jeder gern und bereitwilligst sein Scherflein geben wollen.

Hiddesen übte mit seinem Schulchor einige Lieder ein. Es sollten auch Gedichte vorgetragen werden, und der Herr Pfarrer wollte einen Vortrag über eine Missionsreise in China halten.

Das Programm mußte gefallen.

Lehrer Hiddesen liebte die Musik sehr, er hatte dann und wann auch kleine, schlichte Lieder vertont, die er sich selbst an stillen Abenden vorspielte.

Anderer, fremde Menschen brauchten sie nicht zu hören. Er war mit der eigenen stillen Freude vollauf zufrieden.

Und zu einem hatte er sogar auch den Text geschrieben, er hatte es „Das Rosenlied“ genannt und bei jedem Worte und bei jeder Note an Elisabeth gedacht.

Der sollte es allein gehören. Wenigstens in seinen Gedanken. Er gab die Schrift ja nicht aus der Hand.

Der Schulchor sollte eine Anzahl Volkslieder singen, die immer zum Herzen sprachen. Die bekanntesten waren ausgewählt worden und wurden zweistimmig eingeübt. Und Lehrer Hiddesen hatte auf einmal, er gab sich nicht einmal Rechenschaft darüber, auch sein Rosenlied singen lassen.

Die Abschriften hatte er selbst gefertigt. War das eine Freude unter den Kindern, als sie erfuhren, daß ihr Lehrer selbst diese Melodie erfunden hatte.

Sie dürften es keinem verraten, hatte er ihnen gesagt. Und sie versprochen es ihm feierlich.

Nein. Das sollte ihr Geheimnis bleiben.

Aber es mußten sich doch einige begeisterte Plappermäuler unter der Jugend befunden haben, denn schon einige Tage vor dem Unterhaltungs- und Wohltätigkeitsabend wußte es das ganze Dorf.

In jedem Hause sprach man davon.

Die Kinder werden ein Rosenlied singen; das hat der Herr Lehrer selbst erdacht.

Die meisten konnten das nicht verstehen, wie ein junger Dorfschullehrer so etwas fertig bringen könnte. Er war in der Achtung der Leute noch mehr gestiegen.

Der Abend kam. Als die Kinder die Volkslieder anstimmten, war es ganz still in dem niederen Saal. Auch Elisabeth lauschte gespannt. Sie hatte sich über das Lied ihre eigenen Gedanken gemacht. Es war ein schlichter Text, der von zwei Liebenden erzählte, die durch eine Rose ihr Glück erfahren hatten, und der Sänger sang, daß er sich durch das Lied auch eine heimliche Liebe ersingen wollte. Es war eben ein Volkslied, das muß von Liebe reden. Die Leute empfanden das nicht anders. Sie feierten ihren Herrn Lehrer, der so ein schönes Lied gefertigt hatte.

Elisabeth merkte es wohl, als sich Hiddesen auf seinem Pulte umwandte und den Beifall entgegennahm, daß er sie ansah, sie hatte auch verstanden, daß er es für sie allein geschrieben hatte.

Für sie allein. Weinen hätte sie können bei dem Gedanken. Durch ein Lied wollte er die Liebe seines Mädchens gewinnen. So hatte es im Texte geheissen.

Elisabeth hatte die einzelnen Worte nicht genau behalten, sie hätte sie gern gewußt. Sie konnte ihn doch aber nicht darum bitten! Die Melodie aber war geblieben, die summte sie vor sich hin, als sie mit der Mutter heimging.

„Du bist so fröhlich, Lisbeth“, sagte sie.

„War es denn nicht ein schönes Lied, Mutter? Man kann ja diese Weise gar nicht wieder los werden.“

Die alte Mutter lächelte vor sich hin. Das Mädchen merkte es nicht.

Nun hatten sie Lehrer Hiddesen doch eingezogen. Ein verwundeter Kollege war aus dem Felde zurückgekehrt, der für Monate dienstuntauglich geworden war, der sollte ihn vertreten. Er war mit Hiddesen

zusammen auf dem Seminar gewesen. Hiddesen ging jetzt doppelt gern, da er seine Schule in diesen Händen wußte.

Hiddesen hatte einen Dompfaff, den er nicht mit ins Feld nehmen konnte. Er wäre ja bei seinem Kollegen, der seine Zimmer bewohnen wollte, gut aufgehoben gewesen. Hiddesen aber ging zu Lisbeth und bat sie, sich seines Vogels anzunehmen. Er wollte ihn ihrem Schutze anvertrauen. Sie nahm ihn gern und versprach ihm, daß sie ihn treu wahren wollte, bis er zurückkäme. Und er sollte dabei sie nicht vergessen und sich oft nach seinem Vogel erkundigen.

Hiddesen freute sich, daß er den Dompfaff in so lieben Händen wußte. Das allein hatte ihn bestimmt, ihn zu dem Mädchen zu tragen.

Nun waren schon Monate vergangen. Der Herr Lehrer war

jüngst im Felde, und sein Stellvertreter hielt für ihn den Unterricht. Es ging im Dorfe alles seinen gewohnten Gang.

Hiddesen schrieb dann und wann an seinen Kollegen, öfters an Lisbeth, und die antwortete ihm auch. Sie erzählte aber nur von seinem Vogel, daß es ihm gut ginge, daß sie ihm auch neue Lieder beibringe, und von allen Geschehnissen im Dorfe. Nur von sich selber und ihrem Glücksverlangen schrieb sie nichts.

Mit stillem Glück las Hiddesen diese Mädchenbriefe. Sie waren ihm außer den Zeilen seiner Mutter, die nur selten kamen, die größte Freude. Dann aber wurde er unruhig. Sein Kollege erzählte ihm, und ihrem Glücksverlangen schrieb sie nichts. Mit stillem Glück las Hiddesen diese Mädchenbriefe. Sie waren ihm außer den Zeilen seiner Mutter, die nur selten kamen, die größte Freude. Dann aber wurde er unruhig. Sein Kollege erzählte ihm, daß er Elisabeth kennengelernt hatte, pries ihre Schönheit und ihre Freundlichkeit, schrieb auch, daß er Hiddesens Dompfaff singen gehört habe.

Zum ersten Male wurde der Lehrer eifersüchtig. Sogar in ihrer Wohnung war der Kollege gewesen! Wollte er ihm das Mädchen abspenstig machen? Unsinn! Die wußte ja nichts von seiner Liebe. Wie, wenn es nun schon zu spät war, wenn Elisabeth zu andern gehören wollte?

Das kam ihm nicht mehr aus dem Sinn. In seinen Briefen erwähnte er nichts von seiner Eifersucht, beruhigte sich auch endlich, denn er sagte sich, daß sie ihm doch nicht mehr schreiben würde, wenn sie einem andern gehörte.

Als er endlich einmal auf Urlaub fahren durfte, ihn dünkte es schon eine zu lange Zeit, daß er draußen war, führte ihn sein erster Gang im Dorfe zu ihr. Jetzt wollte er keine Minute mehr versäumen. Er hatte ja auch einen Grund, hinzugehen. Er wollte doch seinen Dompfaff besuchen.

Warmer Sommer rieselte durchs Land. Alle Fenster der Häuser standen offen.

Vor dem Hause, in dem sie bei ihrer Mutter wohnte blieb er stehen. Er entdeckte den Käfig, der draußen an der Mauer hing. Er hätte ihn mit einem Griffe abheben können. Dann brauchte er nicht mehr zu ihr, und seine Untast wäre vorbei gewesen. Der Vogel plußterte sich in seinem Käfig auf und begann zu singen.

Hiddesen lauschte ihm erregt. Das Lied! Woher konnte der Vogel das? Das mußte doch sorgsam einstudiert worden sein. Es war doch das Rosenlied!

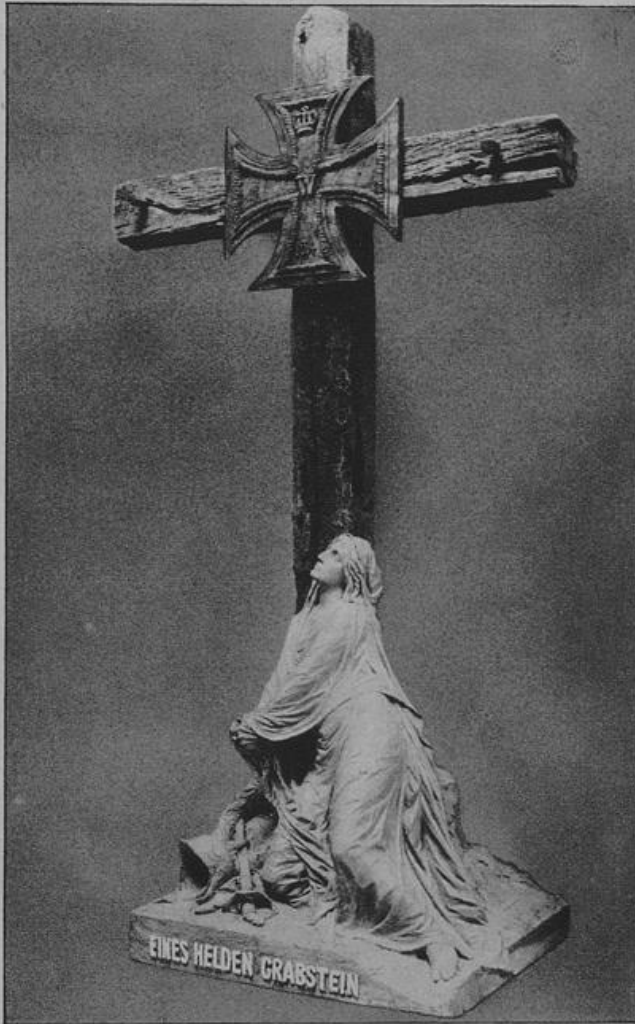
Und dann verstand er plötzlich, was er heiß erwünscht. Mit lachendem Munde trat er ins Haus.

Elisabeth schreckte zurück, als sie ihn so unvermutet vor sich sah. Da aber hatte er seinen Arm schon um sie gelegt, hielt sie, bis sie es leiden wollte, und küßte sie.

Warum?

„Das Rosenlied, Lisbeth! Mein Rosenlied! Nun hat es erfüllt, was es sollte. Daß du es so verstehen konntest!“

Sie blickte ihn strahlend an.



„Eines Helden Grabstein“, Skulptur von Gustav Eberlein.

Phot. Alice Magdorff.

Der Affe Shru.

Humoreske von Richard Rief.

Der große Saal eines Münchener Bräukellers war, wie immer unter Abend, dicht gefüllt. Am hintersten Tische, an der Wand, schien noch ein Plätzchen frei für mich, und so bat ich einen sehr torpulenten Herrn, ein wenig zu rücken. Dieser Herr war sehr freundlich und tat's. Und als ich ihn mir deshalb mit Wohlwollen betrachtete, da sah ich, daß er seinen riesigen schwarzen Havelock nicht abgelegt hatte. Das Lodengewand bauschte sich ihm über der Brust zu einem riesigen Bogen. Ich argwöhnte, der Brave habe einen Küchen-eimer als Amulett umgehängt.

Doch plötzlich sagte der Mann, still in sich hinein, in den Küchen-eimer hinein, unter den Havelock:

„Magst aa amal saufn, Fannel?“

Da streckte Fannel ihr behaartes Köpfein aus dem Havelock hervor, kaulte es sich mit der linken Hinterhand, wie ein Professor, der grübelt, und sagte mit dem rechten Vordergliede in den Maßtrug, daß das Bier nur so herum-sprigte.

„Naa, mein Herrschaft, der hat ab'r an Aff'n dabei!“ schrie die schwarze Theres', die gerade, maßtrugbeladen, vorbeiging.

„Na hören S': Dös g'hört si sei net, daß man an Aff'n mit auf'n Keller bringen tut!“ schimpfte ein glähiges Gegenüber. „Dös is g'wieß solch ener spinneter Italiener!“

„I zoag Ihna gleich den Italiener!“ rief der Affenherz und wurde ungemütlich. „Ob nun i den Aff'n glei mit her-eintrag, oder ob Sie 'n erscht beim Heimgehn ha'm, dös bleibt sich doch ein und daselbe!“

Da lachten die Umstehenden und riefen „Recht ha'm S', Sie Viech, Sie!“ Denn in München gewinnt stets, wer sich mit Humor ausweisen kann.

„Naa — so a liabs Viecherl. — Kann's auch schön's Pfoetel hergeben?“

„Fannel, glei gibst's Pfoetel her. — Soooo!“

Fannel hieb nach der Hand des freundlichen Nachbarn.

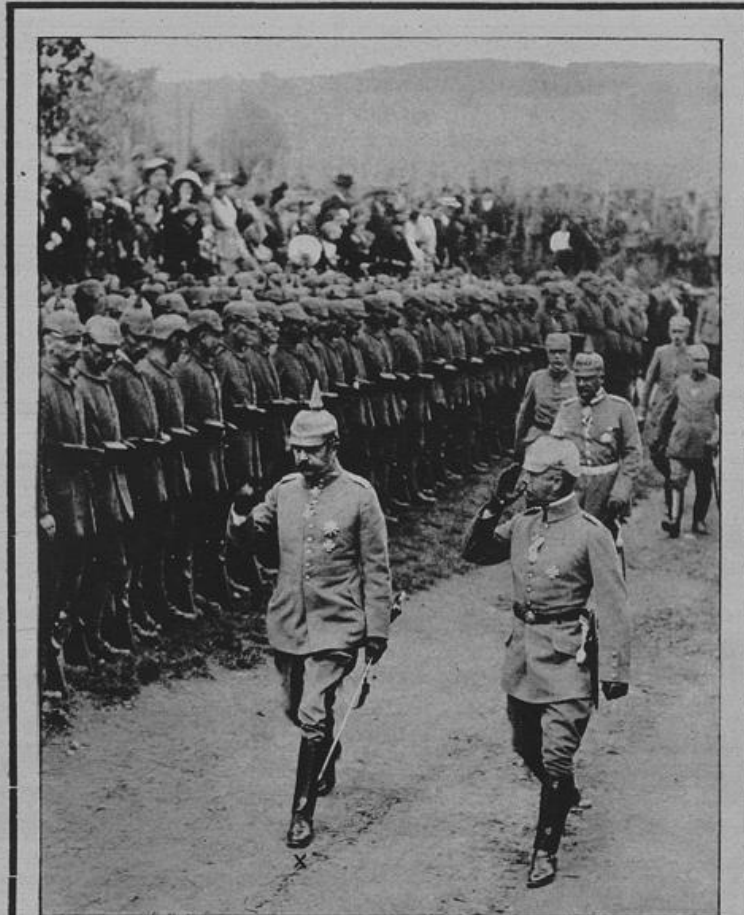
„Soll Fannel auch Ihna d' Pfoet' zeig'n?“ fragte mich nun der Affenwater. Aber natürlich sollte sie! „Ein herziges Tier!“ sagte ich. „Dös glaub i“, sagte der Besitzer und erzählte, daß Fannel das letzte überlebende Mitglied seiner Künstlergesellschaft „Mensch und Tier als Altobat“ sei. Er selber habe die Seit tänzertunst ausgeübt, seine Frau

war „Europas dickste Dame“, Schwager, Vetter und Kassierer hatten auf dem Trapez das Ihre geleistet. Dazu gehörten noch der Dadel Hugo und Albertine, das zahme Eichlähchen. Auf allen Dörfern Niederbayerns sei diese Truppe heimisch gewesen — bis — ja bis eines Tages seine Frau mit dem Kassierer, Hugo und Albertine durchgegangen sei.

Schwager und Vetter machten sich daraufhin auch selbständig, der eine als Hungertänstler, der andere als Rezitator moderner Lyrik, und so sei er denn mit Fannel zurückgeblieben. „Supf amal, Fannel“, sagte er dann, lüftete den Havelock und gab das braune Affenmädchen allen Blicken preis. „Bier sauft's wie a Schankkeller“, fügte er stolz hinzu.

Fannel war ein gar possierliches Viech. Sie liebäugelte begehrtlich mit dem Maßtrug, versuchte listig die Hand hineinzutauchen, und wenn es ihr gelungen war, dann sog sie laut schmahend an ihren Fingern und schnalzte vor Lust. Wie ein Ruh kaulte sie sich dann das krause Köpfein, bleckte die Zunge wie ein Lausbub, und verliebt streichelte sie ihrem Besitzer über die Wade.

„Na, Herr Nachbar, atrat also hat schon Ihr Herr Argrohvata aus-g'shaut“, sagte mein linker Nachbar, der über Fannel's Mädchentum



Zum Ableben Sr. Exzellenz des Generals Gaede (X).
Exzellenz Hans Gaede, Oberbefehlshaber im Elsaß, auf seiner letzten Truppenschau in den Vogesen.

Der berühmte Heerführer ist einer Unterleibsoperation in Freiburg i. Br. erlegen. Nach den erbitterten Kämpfen bei Mühlhausen hat er zwei Jahre lang die Wacht vor den deutschen Reichslanden gehalten. Er stand während des Deutsch-Französischen Krieges im 2. Gren.-Regt. In schneller Reihenfolge war er dann in der trigonometrischen Abteilung der Landesaufnahme, als Hauptmann im Kriegsministerium und ein Jahr später als Major in der Armeedivision dieses Ministeriums tätig. 1904 wurde er Kommandeur der 53. Division in Metz. Nachdem er zwei Jahre später zur Disposition gestellt worden war, trat er bei Kriegsausbruch wieder in aktiven Dienst. Er wurde 1852 in Kolberg i. P. geboren.

nicht unterrichtet war. Ich war gar nicht beleidigt. Es erschien mir immerhin weniger peinlich, von Fannel abzustammen als von jenem Glätztopfe gegenüber, der immer und immer wieder von seinem Rechte auf Kritik Gebrauch machte und sagte:

„Und dös schickt si sei doch net, daß man an Aff'n mit auf'n Keller bringt und cam Bier zu sauf'n gibt. — Die Leut werd'n immer ausg'schamter.“

„Welch herziges Tierchen,“ sagte ich, um den Herrn zu ärgern. „Es gefällt mir zu gut.“

Ganz unerwartet aber kam mir nun die Frage des Seiltänzers: „Wann S' d' Fannerl ham wollen, um zwanz'g Markln gehörs' Ihna. I will doch zu aner andern Kunst gehen. Da leids mir dös Tierl net.“

„Hahahahahaha!“ lachte gemein der Slatztopf.

„Nu gerade!“ dachte ich, und Fannerl ging in meinen Besitz über.

Ich öffnete den obersten Knopf meines Äfters und gab dem süßen Tierchen einen Platz an meinem Herzen. In diesem Augenblicke war ich restlos glücklich.

Als ich mit meiner neuen Freundin zu Hause war, hatte ich von den vielen niedlichen Zähnen Fannerls bloß zwei harmlose Wunden davongetragen, und mein Anzug, an dem das naschhafte Wesen sich gelabt, konnte von meinem Diener immerhin noch als Arbeitsgewand benutzt werden.

„Fannerl,“ sagte ich bescheiden, als sie mir gegenüber saß. Da zeigte sie mir die Zunge.

„Ich bin kein Arzt für Magenleiden,“ erwiderte ich.

„Fannerl,“ hub ich noch einmal feierlich an: „So leid es mir tut, ich muß dir zunächst einen andern Namen geben. Tante Fanny in Kattowitz verfeindet sich selbst mit meiner Mama auf Lebenszeit, wenn sie erfährt, daß du ihren Namen trägst. Ja, Fannerl, so sind die Menschen halt. Nimm's ihr nicht übel. — Wie nenne ich dich nun nur? Selma? Geht nicht wegen der kleinen Kusine in Potsdam! Hedwig? Tante Hedwig würde sich die Haare raufen.“

Je länger ich aber nachsann, und je eindringlicher ich mir das Fannerl betrachtete, um so deutlicher trat ein Jugendbildnis in meine Erinnerung. Ins Unterbewußtsein war mir das schon im ersten

Augenblicke meiner Bekanntschaft mit dem Tierchen getreten. Und dieses Bildnis zeigte Miß Shru, die britische Erzieherin unserer Kindheit. „Bist du auch englische Untertanin, Fannerl?“ fragte ich. Da zeigte die Affin mir beleidigt ihren Rücken.

„Ja, du bist Miß Shru, wie sie lebte und lebte. Trage hinfort auch ihren Namen!“

So wurde aus Fannerl der Affe Shru. —

„Halten Sie's Fannerl nur sei recht warm,“ hatte der alte Besitzer zu mir gesagt. Ich ließ darum meine Zimmer doppelt und dreifach heizen und erzeugte so im Verein mit der Hitze der 1914er Juniwochen eine Temperatur, die der Wüste Sahara selbst für die regenlose Zeit genügt hätte. Ich kaufte einen Gummibaum und stellte ihn auf meine Biedermeierkommode und baute Turngeräte zwischen die Großväterfessel, damit Shru keine liebe Beschäftigung vermisse. Aber — woran lag es wohl? Shru II konnte mich ebensowenig leiden, wie Shru I es vermocht hatte. Da half keine Liebesmüh! Und wie habe ich um sie erworben!

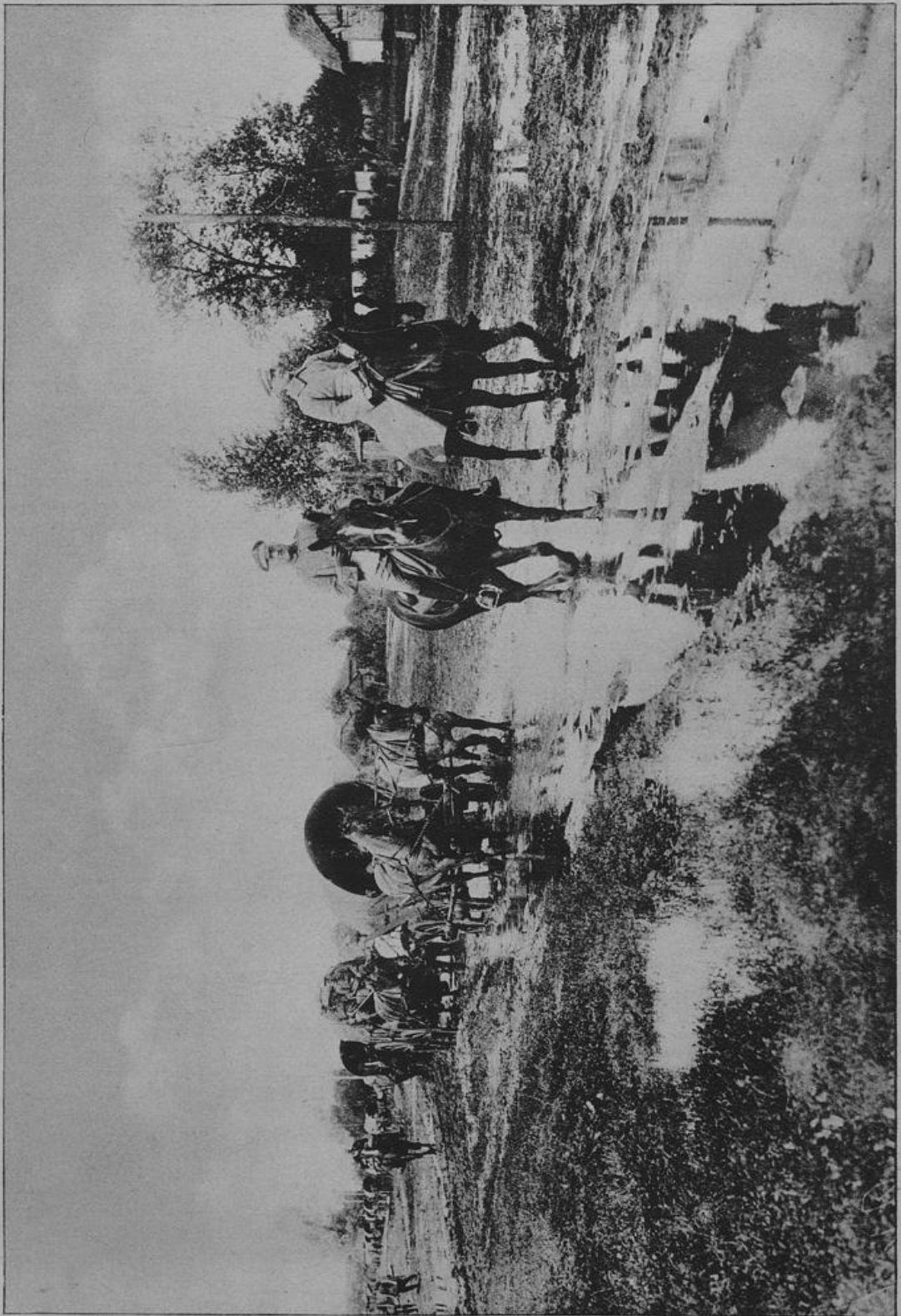
Selber hab ich die kläglichen Scherben meiner gesamten Porzellane aufgesehen, als Shru mit ihrer aus einer Kopenhagener Werkstatt stammenden Gattungsschwester dem im Urwald in Affenteifen beliebten Spiele fröhnte: die jüngeren Familienmitglieder als Fangball zu benutzen. Nicht gewehrt habe ich mich, auch als mir eines Tages ein alter Zinnleuchter an die Nase fiel, ohne daß er sonderlich Schaden dadurch genommen hätte. Ich bin einfach zum Chirurgen gegangen und habe mir eine neue Nase bestellt.

Aber so grimmig Shru mich haßte, so innig liebte sie meinen Diener Marl. Der hatte sie zur Begrüßung mit dem Wedel verprügelt und gleich Heimatsgefühl in ihr erweckt. Was Marl ihr tat, gedieh ihr zum Heil. Wenn ich aber ein paar Mundvoll frischer Luft durch den



Aus dem Kriegsleben in den Vogesen: Essenausgabe am Gebirgsabhänge.

Phot. Beel. 34.00



Deutsche Trainkolonne auf einer überschwemmten Landstraße im Sumpfsgebiet des Oltens.

Phot. N. Semredt.

Türlich in die Affenhöhle des zum Käfig umgewandelten Zimmers dringen ließ — unzweifelhaft bekam Shru am nächsten Morgen einen Schnupfen und ich einen Vorwurfsblick voll Nichtachtung und Mißfallens von meinem braven Maxl. In das Zimmer durfte ich bald nicht mehr. Ich wollte auch nicht mehr. Denn — na, Sie kennen ja die Annehmlichkeiten eines Affenhauses aus dem Zoo.

„Ich werde Shru verkaufen,“ sagte ich eines Tages zu Maxl.

„Ach gehn's, gnädig' Herr — was kriag'n S' denn vül für dö's arme Viecherl? Und — von Eahnen Freunden kaufst doch keiner!“
Recht hatte er. Wer mein Martyrium sah, den gelüstete es nicht. — Rasend konnte man werden.

„Verschenken!“ brüllte ich. Ich wollte wieder mal Herr sein in meinem Hause! „Ich schenk ihn dir, Maxl.“

„Aber — naa — naa. — Dös is — Ich dank recht schön. —

In diesen Tagen kam der Krieg. Da gab es plötzlich andere Sorgen. Maxl, stärker als sein Herr, gesund und begeistert, ein soldienstfähiger „bayrischer Löwe“, ging freiwillig mit. In der ersten Augustwoche zog er in die Kaserne.

„Soll ich allein mit dem Viech —?“ fragte ich ängstlich.

„Es wird mich totbeißen aus Sehnsucht nach dir. — Es wird krepieren ohne dich —“

Maxl zuckte die Achseln. Er ließ Shru ein paar Zwetschen aus der Hand fressen und verabschiedete sich dann von ihr und von mir.

Auf der Straße aber gab es bald großen Halloh. Die Buben rannten hinter meinem Maxl her und schrien: „Da schau! Ein Soldat mit ei'm Affen —!“ Und eine alte Marktfräulein sagte: „Dös g'hört sich fei net in solchen Zeiten, daß oans an Aff'n mit auf d' Saffen naustragt —“



Don der Ostfront: Stabskanzlei im Felde.

Ungarisches Fotopresse-Büro.

Wann dem gnädig' Herrn net scheniert — dann kann die Shru nacha glei hierbleib'n —“

„Was??!“ ächzte ich. „Ersaufen kannst du sie von mir aus. Oder meinethalben totschießen und ausstopfen. — Nur fort damit. Sonst hol ich selber meine Browning. —“

Maxl lächelte ungläubig. Er kannte mein gutes Herz. Shru? Miß Shru? Bedeutungsvoller Name! Wie konnte ich das Viech auch nur so nennen? Nun beherrschte es meinen Willen — genau wie vor Jahren ihre Namensvorgängerin uns alle beherrscht hatte! Ich komme heim: „Ja, wann der gnädig' Herr vialleicht bissel leis gehn wollten. — Die Shru is nämlich eben eing'schlaf'n.“ O alte Kindheitsbilder: „Lausbus du!“ sagte Miß Shru, „willst du vielleicht nicht so trapsen! Harriet ist erst um sechs vom Tanzstundenball gekommen.“ — Die Harriet liebte sie nämlich abgöttisch. — O wie hab ich meine eigene Schwester damals gehaßt! Sollte es wieder so kommen? —

Richtig, da ging mein Maxl, und die Shru sah ihm auf der Schulter. Hinaufgklettert war sie, ohne daß wir's gemerkt hatten. — „Solln die Kameraden aa an S'paf ham,“ dachte der Maxl, gab die Shru einem Buben zum Tragen.

In der Kaserne, na, ihr könnt euch denken, was die Kameraden zu dem neuen Stubengefährten sagten. „Haft net gnuua am Tornister, Seehofer, muacht no an richtinga Aff'n dazua ham?“

Shru zeigte sich der großen Zeit gewachsen. Sie bewahrte ihre englische Ruhe und blieb gehorsam in der Ecke, die man ihr angewiesen hatte. Der Feldwebel schimpfte freilich nicht schlecht, als er's merkte. „Fort mit dem Aff'n!“ schrie er.

Da kam Shru in die Kantine. Sie hockte hinter dem Schanktisch, und nach drei Wochen trug sie die Kappe eines Highlanders, die ein Verwundeter mitgebracht hatte.

Ob sie den Winter überlebt hat, weiß ich nicht.

Aus den letzten Kämpfen an der italienischen Front.



Eine Kampflinie im Karst in 2100 Meter Höhe.

Kilophot G. m. b. H.



Beobachtungsposten einer Maschinengewehrabteilung am mittleren Isonzo.

Kilophot G. m. b. H.